Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

295 (18.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

„Im Westen nichts Neues" in Paris

Ein Leser unseres Blattes, ein mittelbadischer Geschäftsmann, nahm anläßlich eines kürzlichen Besuchs in Paris die Gelegenheit wahr, in einem Pariser Kino sich eine Vorführung des durch die nationalsozialistischen Umtriebe in Deutschland verbotenen Films „Im Westen nichts Neues" anzusehen. Er schildert seine Eindrücke im Kino in folgenden Zeilen.

Paris, Anfang Dezember 1930.

Sonntagmorgen! Am Louvre vorbei zum Arc de Triomphe. Der „soldat inconu" (Grabmal des unbekannten Soldaten) ist über und über mit helleuchtenden Blumen bedeckt und die ewige Flamme flattert aufgeregt hin und her, als wollte sie die Menschen, die vorbeigehen und ihren Sonntagsspaziergang machen, herüberwinken zur Reverenz. Viele Spaziergänger gehen am Grabe vorbei. Die Männer ziehen den Hut, die Frauen neigen das Haupt. Manche verharren ein paar Sekunden. Das Wetter sonnig. Man hätte an einen deutschen März denken können. Ich finde mich versucht, meinen Spaziergang hinaus in die Champs Elysées zu verlängern.

In einem Toreingang steht auf einem Pappkarton aufgeklebt, schön ausgeschnitten, ein jugendlicher feldgrauer deutscher Soldat. Oben darüber: Cinema Eremitage, heute „à l'ouest rien de nouveau" und unten dran, für heute „partout complett" (Auskunft).

Nehme mir also eine Karte für den anderen Tag und treffe so am Montag eine Viertelstunde vor Beginn der Abendvorstellung im Eremitage ein.

Die Angestellten, die den Empfang der Gäste leiten, alle im Smoking, die Placeusen alle gleichmäßig in kupferroten Kleidchen. Alles geht äußerst diskret und mit einer gewissen Würde vor sich. Der Zuschauerraum ist noch verhältnismäßig leer. Langsam füllt sich der Saal. Sowohl Herren wie Damen rauchen, was der Feierlichkeit keinerlei Abbruch tut. Das Publikum ungefähr in der Zusammenstellung wie bei uns, wenn ernste Probleme sich auf der Bühne oder auf der Leinwand entwickeln. Keine Stehplätze sind vergeben, infolgedessen ist es nicht überfüllt und luftig. Die Ventilation überhaupt muß ausgezeichnet geregelt sein. Trotzdem verhältnismäßig viel geraucht wird, findet man die Luft gut.

Erst ein Tagesbericht, ein paar kräftige humorvoll aufgenommene Karrikaturen über die französische Ministerkrisis. Dann kommt das Drama, das Drama, das seinen Ursprung einem überall anerkannten guten Buch verdankt, und über das man sich jetzt in Deutschland so fürchterlich und für sich, wie ich sagen muß, so unbegreiflich aufregt.

Fröhliche Soldatenlieder in deutscher Sprache werden gesungen und das französische Publikum hört interessiert und in einer Art Feiertagsstimmung zu. Laut sind dann noch die Kriegsgeräusche, die Resonanz der Marschtritte und im übrigen ist der Film stumm. Kommt einmal eine kleine Wahrheit an die Leinwand, die den Unsinn des Gemetzels kennzeichnet, so hört man da und dort beifälliges Gemurmel und wiederholt rauschender Beifall durch Händeklatschen, da wo an die Herzen der Menschen angeklopft wird, wo gesagt wird, daß der Feindschaftsgedanken meist erst in die Nationen gegeneinander hineingetragen wird, um dann, wenn Fürsten, Bankiers oder Kriegslieferanten Interesse haben, einen Krieg zu entfesseln. Auch bei der Erklärung, daß das Stahlbad die Menschen nicht besser mache und nicht einander näher bringe und auch da, wo gesagt wird, daß es nicht unbedingt süß ist für das Vaterland zu sterben, sondern unter Umständen schrecklich und gräßlich. Keinerlei Kundgebung gegen Deutschland. Es kann sein, daß der Dichter Remarque, wenn er diesen Film sieht, nicht ganz das empfindet, was ihm als Ideal vorgeschwebt hat. Wir wissen ja, daß der Unternehmer, der ein Werk zur Verfilmung aufkauft, damit macht was er will und wir haben ja auch bei uns in Deutschland die besten Vorwürfe oft verdreht im Film wieder gefunden.

Ich habe für einen kleinen Moment die Empfindung gehabt, als ob es sich hier um eine Wiedergabe drehe, die zum Teil etwas in die Karikatur geht. Aber wenn man sich überlegt, was man sich während des Krieges bei Musterungen an 50jährigen Männern und auf den Kasernenhöfen erlaubt hat, dann kann man nicht unbedingt ablehnen, daß Figuren wie Himmelstoß möglich waren. Die Maske vom Unteroffizier Himmelstoß war übrigens durchaus natürlich und in keiner Richtung übertrieben. Man kann wohl annehmen, daß Männer, die wirklich draußen waren, und alle Schrecken und alle Strapazen in vorderster Linie mitmachten, wenn man sie vor diesen Film stellt und diese ihre wirkliche Meinung äußern, es verstehen werden, daß seelische Zusammenbrüche insbesondere bei blutjungen mit Idealen beladenen Menschen im wochenlangen Trommelfeuer, unter Gas und Fliegerangriffen, Hunger und Kälte, stattfanden. Selbstverständlich werden auf den anderen Fronten bei unseren Gegnern von ehemals, die gleichen Bilder und die gleichen Zustände sich entwickelt haben, wenn schon dort Kleidung, Nahrung und vielleicht auch zu guter letzt die Stimmung, gehoben durch immer neue Zufuhren von guten Truppen aus aller Welt, in sich vielleicht eine Bessere war.

Wer weiß, was Mannschaften und Offiziere, die bei Kriegsende und bei Revolutionsausbruch in ihre Heimat zurückgezogen sind, zu ertragen hatten und ertragen haben, der kann sich dies alles nur so erklären, daß sozusagen alle genug hatten und nicht nur die Jungen, sondern auch die Aelteren. Der Film macht nicht den Eindruck, als ob er hetzen, kränken oder beleidigen solle. Er ist in erster Linie ein Werbefilm für den Frieden und für Völkerversöhnung und Völkerverständigung und er soll den Unfug des Krieges mit seinen ganzen Schrekken ebenso beweisen, wie er die Tatsache beleuchten soll, daß die Menschheit niemals irgendwelche Vorteile oder Besserungen ihrer Existenz aus kriegerischen Unternehmungen gewinnen kann. In dem Zwiegespräch zwischen den deutschen Soldaten im Schützengraben wird eine Parallele gezogen über die Opfer, die das Volk bringt, gegenüber den Opfern der Fürsten und Führer. Es sind erwähnt auf der einen Seite die trauernden Mütter, Schwestern, Bräute und Brüder, und es sind erwähnt die blind gewordenen, die Gelähmten und die zum Krüppel Entstellten und es ist erwähnt die Armut, die sich des deutschen Volkes bemächtigt hat und auf der anderen Seite ist erwähnt in der Parallele die heutige glänzende Situation Wilhelms II. des ruhmvollen Kaisers, der uns glänzenden Tagen entgegen führen wollte. Auch hier hat ein Beifall eingesetzt und dieser Beifall wird auch in Deutschland sein, wenn der Film schließlich doch zur Aufführung kommt.

Jetzt kommt das Finale. Unser junger Held war verwundet und im Urlaub bei Mutter und Schwester zur Genesung. In der traulichen Wohnung hängt eine Schmetterlingssammlung und lustig spricht er mit seinem Schwesterchen über ihre gemeinschaftlichen Abenteuer mit der Botanisterbüchse und dem Schmetterlingsnetz. Wieder im Schützengraben an einem freundlichen sonnigen Tag. Vor ihm gaukelt ein großer bunter Falter und setzt sich fast erreichbar auf einen Zweig. Der Gedanke an die liebe Heimat und an die Kindheit wird so stark in ihm lebendig und gleichzeitig auch das Jagdfieber. Er beugt sich aus dem Graben, um den Falter zu haschen. Drüben auf der anderen Seite merkt der Franzose, daß sich etwas regt und er hantiert vorsichtig mit seiner Zielfernrohrbüchse. Er sieht den Kopf des Gegners und als Scharfschütze mit seinem Zielfernrohr hat er zu schießen. Man sieht ihn mit größter Vorsicht in den Anschlag gehen und es kracht. Drüben verkrampft sich eine vorsichtig ausgestreckte Hand und der Arm fällt leblos herunter. — Wie aus einer Kirche verlassen die Zuschauer das Theater. Auf allen Gesichtern und bei allen vertretenen Nationen, der gleiche überwältigende Eindruck und viele feuchten Augen. Keiner der Zuschauer und Zuhörer kann sagen, daß hier irgendwie gehetzt sein soll.

Am anderen Morgen im Hotel lese ich aus den Morgenblättern von den Protesten gegen diesen Film in Deutschland. **Kann man denn bei uns keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich zu blamieren?** Wäre es nicht taktvoller, etwas Rücksicht zu nehmen auf die Männer, die sich um die Herstellung guter Beziehungen zum Ausland, insbesondere zum französischen Volk mühen. Gelten die Ideen, die Arbeiten und das Ansehen Stresemanns gar nichts? Was nützt die ganze Zeppelinerei, wenn man mit einem Schlage in Jahren aufgebaute Gebäude nach dem Muster der Hunnenreden seligen Angedenkens, wieder zusammenreißt.

In meinem Hotel wimmelt es von Deutschen, die nicht immer besonders geschmackvoll, aber immerhin mit Mühe in Paris Absatz suchen und Geschäfte machen wollen. Sie müssen, damit sie ihre Betriebe erhalten, ihre Beamten und Arbeiter weiterbeschäftigen, um selbst bestehen zu können. An allen Tischen sieht man den französischen Kaufmann oder Ingenieur mit seinen deutschen Kollegen sich über geschäftliche Belange unterhalten. Warum macht man, nachdem wir einmal für Frankreich der Laden sind und Frankreich für uns der Kunde ist, es unnötigerweise diesen Männern schwer? Ich kann im Augenblick nicht finden, daß es besonders national ist, diese Entwicklung zu stören, am allerwenigsten jetzt, wo sich Stresemanns Freund Briand erneut durchgesetzt hat. Die Menschenliebe und der Friede sind zwei Begriffe, die in allen Weihnachtsliedern den großen Teil des Inhalts bilden und in allen Kirchen im Advent besonders gepredigt werden.

Auf meinem Heimweg durch die Champs Elysées fielen mir zwei Zitate ein aus dem Drama von Romain Rolland „Die Zeit wird kommen". Das erste: „Der Krieg ist ein Geschäft, das auf Haß, Bestialität und allen schlechten Instinkte spekuliert und deswegen im Schwunge bleiben wird, so lange wie die Menschheit". Ich für meinen Teil glaube an die Menschheit und deswegen auch an den Schlußsatz jenes Dramas, das 2. Zitat: „Die Zeit wird kommen, da alle Menschen um die Wahrheit wissen werden, da sie Pflugscharen schmieden werden aus den Schwertern und Sicheln und aus den Lanzen und der Löwe weiden wird neben dem Lamme. Die Zeit wird kommen."

Remora

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Erstes volkstümliches Konzert

Die kleine entzückende „Italienische Serenade", die man im volkstümlichen Konzert in der Festhalle zu hören bekam, erinnerte daran, daß Hugo Wolf auch eine ebenso reizvolle Oper „Der Corregidor" geschrieben hat, die leider aus dem Repertoire der deutschen Oper gestrichen wurde. Von dem feingeistigen Humor und dem zarten Kolorit, das diese „Nachtmusik" auszeichnet, ging in dem großen Festhallesaal manches verloren. Wolfs „Italienische Serenade" ist ganz auf Kammerton gestellt. Rudolf Schwarz hat sie delikat behandelt. Die Solobratsche und das Solocello (Müller und Trautvetter) spielten ihren melodienreichen Part mit warmem, schönem Gesangston. Auch die andern Instrumente, denen oft eine solistische Rolle zugeteilt wurde, fühlten sich mit künstlerischem Geschmack in die Verlebendigung dieses kostbaren Orchesterstückes ein. Frau Gertrud Meiling sang die bekannte Mozart-Arie aus „Il re pastore", der Ottomar Voigt die violinistische Stütze diskret zu teil werden ließ — mit technischer Sicherheit. Dann folgten noch drei Beethovenlieder, darunter eines mit der Mottlschen Instrumentierung. Großzügig war die Ausdeutung der fünften Sinfonie von Beethoven, die das Konzert beschloß. Erfreulicherweise interessierte sich die Jugend für den Abend, auf den aus unerklärlichen Gründen von seiten der Theaterleitung nur ungenügend hingewiesen wurde.

Uraufführung in Mannheim

Aus **Mannheim** schreibt man uns:

Die nachgelassene Oper **„Aus einem Totenhaus"** von Leos Janacek erzielte bei ihrer deutschen Uraufführung am **Mannheimer Nationaltheater** einen nur mäßigen Erfolg, obwohl es sich auch um ein interessantes eigenartiges Werk handelt. Die politischen Vorgänge in Böhmen haben die schon früher angesetzte Uraufführung erst jetzt ablaufen lassen, aber irgendwelche Befürchtung wegen Störungen haben sich erfreulicherweise als grundlos erwiesen. Man kann bei dieser Komposition nicht im eigentlichen Sinne von einer Oper oder gar einer Handlung sprechen. Der Komponist hat sich durch den Roman Dosteiewskis anregen lassen, wörtlich ganze Teile aus dem Roman entnommen und ihn in eine teilweise leidenschaftliche, teilweise mehr stimmungsmäßige Musik umgesetzt. Der Inhalt formt sich als Eindrucksbild der Schicksale verschiedener Sträflinge aus sibirischen Gefängnissen, wobei das menschliche Mitgefühl nicht nur textlich, sondern auch tonal in seltsamer Wandlung sich zeigt, um am Schlusse mit einer fast sieghaften breit angelegten Musik zu endigen. Janacek schrieb auf das Titelblatt seiner Partitur die Worte: „In jeder Kreatur ein Funke Gottes". Vielleicht ist dieser Gedanke als Hauptmotiv der mehr symphonisch durchgeführten Komposition in den Vordergrund zu schieben. Aber das schwer auf dem Gemüt lastende Milieu von drei Akten Zuchthaus mit allen Qualen und Leiden dieser Menschen gibt trotz des manchmal tiefen Musikempfindens modernster Prägung dem Zuhörer wenig Erhebung.

Vorzüglich war die Aufführung unter der Dirigentenführung Josef **Rosenstocks**, unter der Inszenierung **Richard Heins** und der Bühnengestaltung **Eduard Löfflers**. Solistisch treten nur wenige Figuren hervor, sie sind inhaltlich als Gesamtschicksal zu betrachten und in ihrer Darstellung mit einem Gesamtlob zu bedenken. Zu der Uraufführung dieses Werkes Janaceks, dem erst im hohen Alter ein Erkola (Jenufa) beschieden war, kamen viele Musiker und Fachleute, die den mit Fleiß gestalteten Abend mit Interesse verfolgten.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirokauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

49 (Nachdruck verboten.)

Aber den eigentlichen, echten Klaus Deter, den Mann am Okular, — wer von ihnen kannte den? Es war so ungerecht von ihnen, ihn nach den schwächsten Perioden seines Daseins zu beurteilen. Das Wichtige an ihm, das allein Wesentliche, war doch seine Arbeit. Was wußten sie von ihr? Ahnten sie, wieviel er beigetragen hatte zur Kenntnis des Alls, der wahren Heimat der Menschheit. Daß er Welten geschaffen hatte durch seine Entdekkungen, daß er neue Wege gewiesen hatte, diese neuen Welten zu berechnen, zu durchforschen. Was wußten alle die Frauen, die ihn lästerten und vergifteten, von seinem Ureigensten? Sie alle kannten nur den Müßiggänger, der ungeduldig, abenteuerlüstern die Langeweile des Nichtstuns zu betäuben suchte. Der Mann, der aus dem Himmel auf die Erde zurückgefallen war und nachzitterte von den gigantischen Erlebnissen im fernsten Weltenraum. Und nun die Erde öde und leer fand wie am ersten Schöpfungstage des Bibelmärchens, und hier Spannungen suchte, die ihm dort oben tägliche und nächtliche Gewohnheiten waren.

Er wälzte sich unruhig im Bett.

Nun war ja alles gleichgültig geworden. Jetzt war ihm der Himmel verschlossen. Die Kraft war gebrochen. Der Geist erlahmt, völlig erlahmt. Er fühlte es. Ein Hohlraum im Kopf, der sich jetzt weitete. Ach, diese Glut. Das Fieber brannte wieder in den Adern. Halb schon phantasierend, dachte er:

Was wissen sie davon, daß vielleicht kein Mensch vor mir so tief die Heimatlosigkeit der Menschheit auf dieser Erdkugel und das Bürgertum dort oben im Endlosen, Allgewaltigen empfunden hat wie ich! Er stürzte ab und lag lange ohne Bewußtsein. Dann wehten wieder Gedankenfetzen über seinen Geist hin wie Meeresschaum, den der Wind über ebbefeuchten Strand treibt.

Meine Tragödie — in den Himmel ragen — und doch Mensch dabei bleiben müssen — müssen — müssen, trommelte das siedende Blut. Das der tiefe letzte Sinn der Sage von den Titanen, die mit den Göttern kämpfen. In die Sterne ragen — die Himmelsburg stürmen — und ewig in die tiefsten Niederungen der Erde zurückgestoßen werden. — —

„Ha, ha", schrie er und entsetzte seine Bettnachbarn, „heran! hinauf! Felsblöcke her! hinauf den Regenbogen — nein, nein, ich bin ein Stern, — sause — sause — fort mit euch — ich rolle — flamme — bin der Beta Cephai — brenne mit 22 100 Grad Celsius — verbrenne — verbrenne."

Er röchelte. Eine Nonne eilte herbei. Die großen weißen Flügel ihrer Haube flatterten.

XXVIII.

Ein Skelett mit gelblich fahler Haut, gelichtetem glanzlosem Haar, unnatürlich großen suchenden Augen, einem grauen Anzug, der um die dürre Gestalt wie ein weiter Sack schlotterte, verließ er an einem heißen Julitage fröstelnd das Krankenhaus. Er war nicht gerade „als geheilt" entlassen worden. Aber ein viel belegtes Hospital in einer Hafenstadt ist weder ein Siechenhaus noch ein Invalidenheim. Zumal, wenn man in diesem Lande weder beheimatet noch unterstützungsberechtigt ist und keinen roten Heller zahlen kann. Man hatte ihn warmherzig und mildtätig gehegt und gepflegt. Das Menschenmögliche an ihm getan. Krank im Sinne eines akuten Leidens war er nicht mehr. Er war nur ein gebrochener Mann. Ins Krankenhaus gehörte er nicht mehr. Aber ins Leben gehörte er auch noch lange nicht, vielleicht nie mehr.

Er selbst hatte fortgedrängt aus diesem Krankensaale voller Elend und Sterben.

Kurzatmig tastete er sich an den Häusern hin. Das Gehen im Freien war doch eigentlich eine verteufelt schwere Sache. Hätte er nie vermutet. Er lächelte kindlich einfältig über seine torkelnden unbeholfenen richtungslosen Schritte. Ihn fror. Und der Schweiß der Schwäche pappte ihm das Hemd widerlich naßkalt klebrig an den Rücken.

Langsam, die rechte Hand an der Häuserfront, schlich er dahin. War doch schön, das Leben. Doch schön. Die warme Luft der Provence, dieser azurne Himmel, die Menschen, das Grün der Straßenbäume, auch die Autos, ja, auch die. War doch schön das Leben. Ein bißchen mühselig noch, so ohne Mark in den Knochen. Aber doch schön zu leben.

Immer wieder, nach wenigen Schritten, mußte er stehenbleiben Odem und Kraft zu sammeln. Passanten blickten ihn betroffen an. Er begriff. Hatte es ja auch im Spiegel eines Ladens gesehen. Er war ein Gespenst am lichten Tage.

Er hatte einen Plan. Ins Hotel gehen, seine Sachen abholen, sie versetzen, mit dem Erlös in irgendeinem kleinen Hotel unterschlüpfen. Das hatte er sich zurechtgedacht. Das wußte er. Doch es fiel seinem vergifteten Gehirn so schwer, diesen oft erwogenen Plan festzuhalten. Da oben im Schädel war ein Gleiten und Schweben und schwammiges Wallen, hinter dem sein Vorhaben immer wieder wie hinter Wolken verschwand. Er mußte sich immer wieder besinnen, was er eigentlich vorhatte.

Noch immer bleichte dieses verzweifelte, aus krankhafter Scheu, Anstrengung und Erschöpfung geborene Lächeln um die geborstenen mattblauen Lippen unter der Nase, die wie ein großes weißes beschneites Kap aus dem abgezehrten Gesicht hervorstieß. Wieder mußte er sich gegen einen Baum lehnen. Das Herz schlug ganz leise und ziehend. Die Beine waren wesenlos dürftig unter ihm.

Endlich die Cannebiere. Jetzt rechts hinein in den Boulevard Dugommier. Ach, der stieg an. Den hätten sie wohl nicht für einen angelegt, in dessen Magen eine halbe Portion weißen Todespulvers sich gütlich getan hatte. „Langsam, Herr Deter. Erst noch mal bißchen verschnaufen. Haben ja keine übermäßige Eile. Wichtigkeiten haben Sie in dieser Welt nicht mehr viel zu verrichten."

Im Hotel war Deter ein Gegenstand ehrfürchtiger Bewunderung. Man begegnete ihm mit der achtungsvollen Neugier, die dem Heros eines Sensationsdramas gebührt. Er lächelte noch immer sein Entschuldigung heischendes blödes Lächeln der Schwäche. Ja, die Rechnung war bezahlt. Längst. Vom amerikanischen Generalkonsulat, das auch alles Eigentum der — der Dame in Besitz genommen hatte. Ja, ja, natürlich. Hier die Sachen von M'sieur. Alle schön verwahrt in dem Handkoffer. M'sieur wünschen ein Zimmer? Danke, nein. Eine Taxi? Nein, danke. Er nahm den Koffer. Das Gewicht zog ihn schwer hinab, er schlug beinahe auf Seite nieder. Das Personal sah mitleidig zu. Den hatte es ganz packt. Qué pastis! Aber, M'sieur, einer der Pagen kann Ihnen doch den Koffer tragen! Danke sehr, geht schon. Geht ganz famos. Alle armselige Kraft zusammengescharrt. Los! Es gelang — er war hinaus — einige Schritte noch durchhalten, bis man vom Hotel fort war — ech, zu Ende! Er taumelte stolpernd nieder, dem Gewicht des fallenden Koffers nach.

Verpusten. Er raffte sich auf und setzte sich auf die Bordschwelle der Straße. Hm, da saß er nun glücklich im Rinnstein. Sein Vater, der alte Bauer oben in den Vierlanden, hatte ihm das prophezeit.

(Fortsetzung folgt.)